- kritisches überparteiliches Campusmagazin -

des Friedrichs Wilhelm

Zeitschrift für alle Fakultäten

No. 59
20.04.20

Kriegsrhetorik

Sprache der Krise

Finanzierung

Aktuelle Probleme und Lösungen für Studierende

Recherche

Literatursuche für die Home-Arbeit

Online-Ausgabe

Aufgrund des verschobenen Semesterbeginns erscheint diese Ausgabe nur in digitaler Fassung.

AStA Universität Bonn

EDITORIAL

Wir hoffen, es geht euch allen gut. Wir befinden uns mit der weitgehenden Isolation alle in einer Ausnahmesituation, die für manche unter uns eine sehr schwere Zeit bedeuten kann und für andere eine willkommene Auszeit. Damit ihr in dieser Zeit (noch) etwas zu Lesen habt und den gewohnten Rhythmus der Veröffentlichungen des friedrichs wilhelm genießen könnt, tun wir unser bestes, im zweiwöchentlichen Rhythmus digitale Ausgaben zu produzieren.

Eine Warnung dazu allerdings:
Mit den sehr eingeschränkten Freizeitgestaltungsmöglichkeiten und dem lahmliegenden öffentlichen Leben erschöpfen sich schnell die Themen, über die man sprechen kann. Deswegen fiel auch uns zuerst nichts anderes ein, als das Thema der Pandemie in der Ausgabe Nr. 59 aufzugreifen.

Wir hoffen, dass wir trotzdem einige interessante Perspektiven bieten können. Eine solche bringt das Referat für Frauen* und Geschlechtergerechtigkeit in seinem Artikel über die geschlechtsspezifischen Problematiken der Krisenmaßnahmen ein. Zur Rechtfertigung der Krisenmaßnahmen wird häufig Kriegsrhetorik eingesetzt, was Sam am Beispiel der USA kommentiert. Es folgen ein Artikel über die finanziellen Probleme, die sich für viele Studierende aus der Krisensituation ergeben, und eine Zusammenstellung nützlicher Tipps, die das digitale Studium erleichtern können. Die Ausgabe schließt mit einer essayistischen Betrachtung von Langeweile und einem Gastartikel über den Weg in eine Karriere bei der EU.

Viel Spaß beim Lesen!

Clemens Uhing

In dieser Ausgabe:

Gesellschaft — **Geschlechterkrise?** Geschlechtsspezifische Aspekte der Pandemie 3

Gesellschaft — **Kriegsrhetorik** Sprache der Krise 6

Studium — **Studienfinanzierung** Probleme und kurz gedachte Lösungen 8

Studium — **Literaturrecherche** Tipps für die Home-Hausarbeit 10

Kultur — **Langeweile** Leer und doch nützlich 12

Gesellschaft — **Karriere** Wie man EU-Beamte*r wird 16

Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Pia Gruse
Samuel F. Johanns
Laura Meyer
Milan Nellen
Julia Pelger
Clara Schulz
Hendrik Schönenberg
Clemens Uhing

V.i.S.d.P.:

Sander Hartkamp
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die nächste Ausgabe des Friedrichs Wilhelm erscheint im

04.05.2020

Von Corona-Krise zur Geschlechterkrise?

Warum man die Corona-Krise auch unter geschlechtsspezifischen Aspekten betrachten muss

Ein Gastbeitrag des Referats für Frauen und Geschlechtergerechtigkeit

Die Corona-Krise trifft die gesamte Gesellschaft. Aber sie trifft nicht alle Menschen innerhalb dieser Gesellschaft gleich. In sicheren Berufen angestellte, kinderlose Paare in einer großen Vorortwohnung mit Garten haben zumindest bessere Grundvoraussetzungen, die Krise zu meistern, als ein alleinerziehender, prekär beschäftigter Elternteil mit drei Kindern in einer Dreizimmerwohnung ohne Balkon und Garten. In einer Krise wie der aktuellen verschärfen sich systemische Probleme und Diskriminierungen zu Ungunsten derer, die bereits benachteiligt sind. In einer patriarchalen Gesellschaft heißt das auch, dass strukturelle Geschlechterdiskriminierung zunimmt. Die Gesellschaft agiert im Ausnahmezustand, der sich eher an bereits eingeübten Rollenverteilungen orientiert, als Raum für neue, gleichberechtigtere Lebensformen zu lassen. Natürlich ist es an dieser Stelle noch zu früh, mit wissenschaftlichen Studien die auch langfristigen Auswirkungen der Krise abzusehen. Dennoch zeichnen sich bereits erste Tendenzen ab, die eine Festigung klassischer Rollenbilder befürchten lassen. Die Corona-Krise trifft die gesamte Gesellschaft. Aber sie trifft nicht alle Menschen innerhalb dieser Gesellschaft gleich. In sicheren Berufen angestellte, kinderlose Paare in einer großen Vorortwohnung mit Garten haben zumindest bessere Grundvoraussetzungen, die Krise zu meistern, als ein alleinerziehender, prekär beschäftigter Elternteil mit drei Kindern in einer Dreizimmerwohnung ohne Balkon und Garten. In einer Krise wie der aktuellen verschärfen sich systemische Probleme und Diskriminierungen zu Ungunsten derer, die bereits benachteiligt sind. In einer patriarchalen Gesellschaft heißt das auch, dass strukturelle Geschlechterdiskriminierung zunimmt. Die Gesellschaft agiert im Ausnahmezustand, der sich eher an bereits eingeübten Rollenverteilungen orientiert, als Raum für neue, gleichberechtigtere Lebensformen zu lassen. Natürlich ist es an dieser Stelle noch zu früh, mit wissenschaftlichen Studien die auch langfristigen Auswirkungen der Krise abzusehen. Dennoch zeichnen sich bereits erste Tendenzen ab, die eine Festigung klassischer Rollenbilder befürchten lassen.

Geschlecht, Care Work und Beruf in Zeiten der Pandemie

Die sogenannten „systemrelevanten Berufe“ sind viel mehr als das: sie sind systemunabhängig lebensnotwendig, da sich kein Gesellschaftssystem ohne sie denken oder aufrechterhalten lässt. Diese Berufe werden überdurchschnittlich häufig von Frauen ausgeübt. Hierzu zählt nicht nur das Gesundheitssystem, in dem weltweit etwa 70 % der Beschäftigten weiblich sind (Quelle) – in Deutschland sind es sogar über 80 %. Auch die Betreuer*innen, die aktuell die Kinder der Menschen in „systemrelevanten Berufen“ beaufsichtigen, sind in über 80 % der Fälle Frauen. Kassierer*innen im Supermarkt? Ein Frauenanteil von knapp 72 %. Reinigungskräfte, die gerade beispielsweise auch die Krankenhäuser reinigen? 74,5 %.(Quelle) Insbesondere in einer Situation, in der der zwischenmenschliche Kontakt ein Risiko darstellen, sind es oft die Menschen in „systemrelevanten Berufen“, die einem höheren Ansteckungsrisiko ausgesetzt sind – zumal gleichzeitig die Schutzkleidung knapp wird. (Quelle) Die Bezahlung in den sozialen Berufen ist niedrig und aktuelle Gesetzesentwürfe lassen vermuten, dass die Arbeitnehmer*innen- und Persönlichkeitsrechte mit Verschärfung der Notlage noch massiver eingeschränkt werden. Frauen arbeiten aufgrund der strukturellen Diskri-

Viele der aktuell so wichtigen Berufe in der Medizin, Pflege gehören zu den sogenannten Frauenberufen

minierungsmechanismen häufiger in Teilzeit, weshalb Kurzarbeit und der dadurch reduzierte Lohn sie besonders treffen. Da insbesondere Frauen von Altersarmut betroffen sind, arbeiten viele von ihnen bis ins hohe Alter hinein. Dies wiederum bedeutet in der aktuellen Situation, dass sie sich als Risikogruppe nicht ausreichend vor einer Ansteckung schützen können. Gleichzeitig kann die geschwächte wirtschaftliche Position von Frauen dazu führen, dass sie auch nach der Krise noch länger unter deren Folgen leiden.
Auch auf Männer wirkt sich die Krise in der Berufswelt aus. Ganze Branchen knicken unter der Last der Pandemie ein und hierunter fallen nicht nur „weibliche“ Branchen wie Tourismus und Hotelbetrieb. Autobau, Handwerk und weitere Produktionszweige schicken ihre Beschäftigten in Kurzarbeit. Die Gehaltseinbußen stellen für alle Betroffenen ein Problem dar. Insbesondere Alleinverdiener*innen sind jedoch betroffen, da die Kürzung nicht von einem weiteren Gehalt aufgefangen werden kann. Häufig trifft dies Haushalte mit klassischer Rollenverteilung. Erschwerend kommt hinzu, dass laut dem Soziologen Wilhelm Heitmeyer in einer solchen Krise bereits existente Ungleichheiten und Rollenverteilungen weiter verstärkt werden. (Quelle) Diese Verstärkung bestehender Rollenbilder beginnt dort, wo ganze Wirtschaftszweige ins Home Office verlegt werden und Familien 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche gemeinsam verbringen. Eine Pandemie erfordert mehr Fürsorge, mehr Care Work, die klassischerweise weiterhin von Frauen übernommen wird. (Quelle) Alleinerziehende stehen vor großen Problemen, da sie sich nun im Home Office gleichzeitig um ihre Kinder kümmern müssen und da der Großteil der Alleinerziehenden in Deutschland noch immer Frauen sind (Quelle), sind sie häufiger von diesem Spagat betroffen. Spätestens, wenn sie selbst erkranken, stellt sich die Frage, wer die Kinder betreuen kann.

#Stayathome und Häusliche Gewalt

Erste Studien und Meldungen aus China und Italien weisen bereits darauf hin, dass durch die soziale Isolation und die ausbleibende Möglichkeit, vor problematischen Situationen in den eigenen vier Wänden Schutz zu suchen, die häusliche Gewalt steigt.(Quelle) Auch die UNO befürchtet, dass häusliche Gewalt weltweit zunehmen wird. (Quelle) Für die Betroffenen wird es durch die soziale Isolation noch schwerer, Beratungsstellen oder Anwält*innen zu kontaktieren. Selbst ein Anruf bei einer Notrufnummer kann unmöglich werden, wenn sich das gewalttätige Familienmitglied dauerhaft in der gleichen Wohnung aufhält und ein Telefongespräch mit anhören könnte.

Diese Entwicklung trifft auf einen Zustand, in dem die Politik seit Jahren den Notstand ignoriert, dem sich Frauenhäuser ausgesetzt sehen. (Quelle) Bereits vor der Krise konnte ein Großteil der Betroffenen häuslicher Gewalt durch die geringen Kapazitäten der Frauenhäuser in Deutschland dort nicht aufgenommen werden. Den steigenden Zahlen der Betroffenen stehen gleichbleibend viel zu wenige Frauenhausplätze gegenüber. Auch, wenn die meisten Opfer häuslicher Gewalt Frauen und Kinder sind, kann häusliche Gewalt auch Männer treffen und gerade männliche Opfer finden noch schwerer Hilfe als weibliche. (Quelle)

Gesellschaftliche Machtverteilung und die Folgen für vulnerable Gruppen

Gerade diskriminierte und vulnerable Gruppen sind innerhalb einer Gesellschaft darauf angewiesen, vor Benachteiligung und Gewalt geschützt zu werden. Die aktuelle Ausnahmesituation kann dies jedoch nicht mehr ausreichend gewährleisten. Das Rechtssystem arbeitet auch in Deutschland zurzeit nur eingeschränkt, weshalb sich Gerichtsverfahren auch in den Bereichen Schutz vor Gewalt, Kontaktsperre und Unterhaltszahlung verzögern. Menschen, die ungewollt schwanger werden, haben noch größere Probleme als vor der Corona-Krise, einen straffreien Schwangerschaftsabbruch durchführen zu lassen. Das deutsche Recht sieht hierfür ein zwingend notwendiges Beratungsgespräch vor. Eine Abtreibung darf nur durchgeführt werden, wenn ein Beratungsschein vorgelegt werden kann. Da diese Termine aktuell nicht persönlich vorgenommen werden können, verringert sich die Chance, einen Beratungsschein zu bekommen und damit stehen immer mehr Schwangere vor dem Problem, dass sie nicht auf legalem Wege abtreiben können.

Die besondere Vulnerabilität von Frauen zeigt sich in den USA bereits auf dem Wohnungsmarkt. Mieterinnen, die aufgrund von Corona ihre Miete nicht mehr bezahlen können, werden mitunter von ihren Vermietern zu sexuellen Gegenleistungen aufgefordert. (Quelle) Es bleibt abzuwarten, ob und wann sich ähnliche Entwicklungen auch in Deutschland zeigen.

Warum derartige aus der sozialen Distanzierung entstehende Probleme hierzulande nicht im Vorfeld bedacht wurden, zeigt sich anschaulich bei der Zusammensetzung der Beratungsgremien, die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie vorschlagen.

Wer in der aktuellen Situation Pressekonferenzen und Experteninterviews verfolgt (Anm. d. Verf.: Ich verzichte bewusst auf die gegenderte Form), sieht, dass die agierenden Experten (Virologen, zuständige Politiker, Wirtschaftvertreter) in großen Teilen männlich sind. Natürlich mag dies zunächst redundant erscheinen, schließlich geht es gerade um die Abschwächung einer Pandemie. Trotzdem wird daran deutlich, dass die Macht in Deutschland noch immer größtenteils in den Händen von Männern liegt. (Quelle) Dies wiederum ist problematisch, da Menschen, die weniger von Diskriminierung betroffen sind, sich nur schwer in die Position Betroffener hineinversetzen können. Mögliche Auswirkungen politischer Reaktionen auf die Krise, die Frauen, BIPoC oder queere Personen besonders treffen, werden nicht mitbedacht. Allerdings sind es oft gerade die Betroffenen, die bereits seit Jahren Missstände im Gesundheitssystem ankreiden und darauf bisher wenig politische Unterstützung erfahren.

Die Rollenerwartung prägt auch den Krankheitsverlauf

Wie bereits angeklungen ist, trägt der aktuelle Zustand zu einer Verstärkung traditioneller Rollenbilder bei. Diese Rollenbilder haben negative Effekte nicht nur auf Frauen, sondern auch auf Männer – und zwar gerade auch im Kontext der aktuellen Pandemie. Statistisch gesehen stecken sich am Virus Frauen und Männer gleichermaßen an. Allerdings ist die Sterberate bei Männern wesentlich höher (Quelle). Die Zeit ist zu kurz, um diese Tendenz endgültig abzusichern. Eine Interpretation kann die bisherigen Ergebnisse zumindest partiell mit patriarchalen Strukturen verbinden, die die männliche Rolle auch zum Nachteil von Männern prägen. Sowohl medizinische als auch soziologische Studien zeigen, dass sich Männer aufgrund gesellschaftlicher Rollenerwartungen seltener und oft zu spät professionelle Hilfe suchen. Klassisch-männlich konnotiertes Verhalten geht oft zulasten der Gesundheit. So gehören in Deutschland ein erhöhter Zigaretten- und Alkoholkonsum, eine oft schlechtere Ernährung und riskanteres Verhalten zum männlichen Rollenbild. In Verbindung mit der Hemmung, rechtzeitig medizinischen Rat einzuholen und genetischen Prädispositionen, steigt das Risiko eines tödlichen Verlaufs. (Quelle) Die Suizidrate ist bei Männern aufgrund der gesellschaftlichen Rollenerwartung wesentlich höher als bei Frauen. Eine gesellschaftliche Situation, die Depressionen begünstigt, kann dies verstärken. Insbesondere, wenn die Hilfsangebote durch Corona noch schwerer zu erreichen sind, können betroffene Männer aufgrund der Rollenerwartung als starker Familienernährer davor zurückschrecken, sich im Beisein ihrer Familie an eine Hilfsstelle zu wenden.

Fazit: Die Corona-Krise wirkt sich in allen Lebensbereichen auch geschlechtsspezifisch aus

Das breite Spektrum geschlechtsspezifischer Auswirkungen, das in diesem Artikel behandelt wurde, zeigt, warum eine geschlechtssensible Thematisierung der Corona-Krise relevant ist. Berufs- und Privatleben, Care Work, Gewalt, Gesundheitsverhalten und Sterblichkeitsrate sind Aspekte, in denen spezifische Rollenerwartungen die Geschlechter unterschiedlich treffen. Der Pandemie wirkungsvoll zu begegnen, heißt viel mehr als nur die Ausbreitung deutlich zu verlangsamen. Es muss ebenso bedacht werden, welche Maßnahmen langfristig ungewollte Auswirkungen auf die Gesamtgesellschaft und besonders vulnerable Gruppen haben können. Deshalb ist es notwendig, verschiedene Betroffenenperspektiven in die Bewertung von Maßnahmen mit einfließen zu lassen und letztere gegebenenfalls dahingehend anzupassen. Hierbei geht es nicht darum, für eine Aufhebung der Maßnahmen zu plädieren, sondern die Vielfältigkeit der Krise aus anderer Perspektive zu präsentieren, um geschlechtsspezifische Risiken der Krise abzuschwächen. Wichtige Instrumente hierfür sind: die Bereitstellung von Ferienwohnungen für Betroffene häuslicher Gewalt, die Benennung gesundheitlicher Risikofaktoren, nachbarschaftliche Solidarität und Aufmerksamkeit sowie insbesondere flächendeckend unbürokratische, finanzielle Hilfen für alle. ◀

Kommentar

Is this war?

Warum in den USA die Metapher ‚Krieg gegen Corona' funktioniert.

von Samuel F. Johanns

Eine politische Entscheidung bewegt sich, insbesondere in Demokratien, immer auch im Rahmen von Begründungszusammenhängen, die mittels eines Netzes aus Narrativen, Metaphern und Symbolen verbreitet werden. Die Art, wie diese symbolischen Ordnungen funktionieren, ist dabei stets mit den soziokulturellen und kulturgeschichtlichen Bedingungen des Raumes verbunden, für den sie artikuliert werden. Wenn Donald Trump dem Corona-Virus den Krieg erklärt, dann passiert das nicht zuletzt, weil er genau dieses Narrativ benötigt, um gewisse Ereignisse und Handlungsoptionen politisch überhaupt zu rechtfertigen. Krieg ist eine Erzählform, in der die US-amerikanische Bevölkerung weitreichende persönliche Einschränkungen und Entbehrungen, selbst angesichts einer immensen Zahl von Todesopfern, zu akzeptieren in der Lage ist und gleichzeitig ein Gefühl für Solidarität und Kollektivinteresse aufrecht erhalten kann. In der direkten Konfrontation mit dem symbolischen Ordnungssystem der Naturwissenschaft geht dieses Motiv natürlich absolut fehl, denn einem Virus ist nach biologischen Standards weder die Eigenschaft Lebewesen, geschweige denn eine Form von humaner Intelligenz zu unterstellen. So stilisiert sich Trump im Prinzip als ein moderner Don Quijote, der mit Lanze voran in voller Kriegsrüstung gegen die Windmühlen als rein fantastierte Kombattanten ausreitet. Überführt ihn das des Wahnsinns? Vermutlich für uns als von dieser Art der fast bellizistischen Erzählens entfremdeten Kultur sofort. Während Olaf Scholz hierzulande nur sehr verhalten von seiner „Milliarden-Bazooka" sprechen kann und damit unfreiwillig karikaturesk erscheinen muss, erweist sich die militärische Metapher in den USA aber als realpolitisch effektiv. Denn nun greift Trump tatsächlich auf ein Kriegsgesetz aus den 50er Jahren zurück, um die Wirtschaft der USA zu kriegswirtschaftlichem Handeln zu verpflichten. Die Metapher geht unmittelbar in die Wirklichkeit über. Der Vergleich wird wie die Realität behandelt. Selbst Beschlagnahmung und Enteignung von medizinischem Material aus privaten Krankenhäusern, eine unter Normalbedingungen maximal zum politischen Profil der USA disparat verlaufende Maßnahme, wird angesichts des Narrativs, einen Krieg zu gewinnen, plötzlich eine potentielle politische Option.

Der formal absurde Begründungszusammenhang von Epidemiologie und militärischer Intervention fällt dabei auch darum nicht zusammen, weil politische Legitimation als kultureller Mechanismus nun mal nicht mit den selben symbolischen Formen arbeitet, wie es die Naturwissenschaft tut.

Politik ist nur mittelbar, und wenn, dann notwendig verkürzt, auf nüchterne Datensätze gestützt, in Frage der Legitimation aber schließlich auf die Vermittlung mythischer oder gar religiöser Geschichtenerzählung angewiesen. Das mag bedauert und als archaische Fehlform der Zivilisation interpretiert werden und sollte auch immer als solches kritisch beobachtet werden, stellt sich aber wohl auch als eine gewisse Notwendigkeit der Kultur dar und die Forderung nach absolutem Rationalismus, selbst derweil als eine immer wieder aufkeimende utopische Fantasie.

Eine Antwort darauf, warum es auch im 21. Jahrhundert noch symbolischer Formen des Mythos und der Religion bedarf, erklärt die moderne Religions- und Kulturwissenschaft prominent damit, dass die Wissenschaft bei aller Superiorität für Welterklärungsmodelle und Ereignisprognosen darin stumm bleibt, eine Begründung für die emotionale Konfrontation mit Kontingenz zu liefern. Offenbar hat der Mensch aber das Bedürfnis, neben dem Wie auch nach einem Warum in der Welt zu fragen. Insbesondere in Situationen, die für ihn als extrem und traumatisch empfunden werden, nimmt er Zuflucht in die symbolischen Formen von Religion und Mythos. Oder mit einem kurzen Ausflug in die psychoanalytische Kulturphilosophie gesprochen, das Homöostaseprinzip der Psyche gebietet es, sich zur Welt auch unter der zur Hilfenahme von phantasmatischen und spielerisch narrativen Strukturen zu verhalten.

Der Rückgriff auf Heldenepos und Nationalstaat ist für Donald Trump derweil politisch auch schlicht hilfreich. Nüchtern gesehen hat man auf das falsche Pferd gesetzt. Hätte man einen Bruchteil dessen, was man in die Entwicklung von Waffensysteme und die Herstellung von Schusswaffen investierte, in die Aufrüstung des Gesundheitssystems gesteckt, statt das, was an Obamacare gerade aufgebaut wurde, triumphal einzureißen wäre die Situation jetzt eine völlig andere. Äquivalent für Deutschland ist selbstredend ähnliches über die Massenproduktion von SUVs zu konstatieren.

Als Pragmatiker und Macher begegnet Trump aber nun der Situation mit dem, womit er sich aufgestellt hat. So laufen Marinelazarett-Schiffe in die Buchten von Großstädten ein. Am Ende wird er die Toten und Helfer als Helden und Opfer eines Krieges feiern, der nie einer war und die Nation als Siegerin über einen Zustand, der per se keine Sieger*innen kennen kann. Und wird wohl damit gewinnen. ◂

Don Quixote kämpfte "im Wahn" gegen Windmühlen und Rotweinschläuche. Illustration: Grandville von 1848

▸ Studienfinanzierung in pandemischen Zeiten

Wie Geldsorgen gelöst werden sollen und warum die Lösungen nicht weit genug gehen

von Clemens Uhing

Die Corona-Pandemie stellt Studium und Lehre vor große Herausforderungen. So muss etwa auf einmal unter Hochdruck an der umfassenden Digitalisierung von Lehrangeboten- und Materialien gearbeitet werden, nachdem diese Aufgabe zumindest an der Universität Bonn jahrelang mehr oder weniger aufgeschoben wurde. Studierende müssen ihr Semester bewältigen, ohne dabei zum Beispiel auf Bibliotheksarbeitsplätze oder umfangreiche Literaturbestände zurückgreifen zu können. Vor allem aber ergeben sich für viele Studierende tiefgreifende Probleme für die weitere Finanzierung ihres Lebensunterhalts.

BAföG-Anspruch und die bedrohte Regelstudienzeit

Die ersten Unsicherheiten in Folge der Universitätsschließung ergaben sich für BAföG-Empfänger*innen. Denn mit der Überschreitung der Regelstudienzeit entfällt normalerweise der BAföG-Anspruch. Anfangs war nicht klar, ob dies auch im Falle pandemiebedingter Ausfälle oder Verschiebungen gilt. Praktika zum Beispiel sind in Zeiten des Lockdowns schwer zu absolvieren, was zu einer notwendigen Verlängerung der Studienzeit führen kann. Einige für den Abschluss unbedingt benötigte Kurse könnten ausfallen oder die zugehörigen Prüfungsleistungen nicht absolviert werden. Gründe, die für viele Studierende das Problem der Überschreitung der Regelstudienzeit mit sich bringen könnten.

Zum Glück präsentierte das Bundesministerium für Bildung und Forschung bald eine Lösung, nach der Studierende "[…] keine finanziellen Nachteile erleiden" sollen, "[…] wenn Unterrrichts-/Lehrangebote […] oder der Semesterbeginn insgesamt verschoben werden" (Bundesministerium für Bildung und Forschung: Keine Nachteile beim BAföG wegen Corona. In: bafög.de, 07.04.2020. (Quelle, Abruf am 13.04.2020). Bis jetzt hilft diese Lösung Studierenden verbindlich nur dann weiter, wenn Veranstaltungen offiziell abgesagt und Prüfungen nicht abgelegt werden können. Es liegt allerdings auf der Hand, dass das Studium in der aktuellen Ausnahmesituation von einer Reihe zusätzlicher Erschwernisse begleitet ist, die sich nicht mit einem Hinweis auf offizielle Verlautbarungen von Universitätsseite erklären lassen. Die einfache Lösung der Verschiebung der Lehre in den digitalen Raum und der Prüfungsleistungen ins Homeoffice geht nur in der Fantasie auf. Sie entspricht der Lebensrealität vieler Studierender nicht. So könnten die technischen Mittel für digitale Lehrveranstaltungen nicht ausreichen. Gerade in Wohngemeinschaften mit vielen Personen kann das gleichzeitige Streaming von hohen Datenmengen schnell zu Internetausfällen führen. Weiter hängen die Partizipationsmöglichkeiten stark von der vorhandenen Hardware ab. Studierende ohne einen funktionierenden Computer werden zwar eine seltene Ausnahme sein (die es keinesfalls zu vergessen gilt), Studierende mit mangelnder Ausstattung an Audio- und Videogeräten für die angemessene Teilnahme an Videochats stellen hingegen möglicherweise eine bedeutsame Gruppe dar.

> »Gerade typische Minijobs, wie im gastronomischen Bereich, sind durch die Pandemiesituation bedroht. Viele Studierende haben bereits ihren Job verloren und stehen vor existentiellen Geldnöten.«

Für die Bearbeitung von Haus- oder Abschlussarbeiten im Homeoffice ergibt sich das Problem des mangelnden Vorhandenseins von Literatur. Die Universitäts- und Landesbibliothek bietet zwar einige Literatur digital an und bemüht sich, dieses Angebot auszubauen. Verlage stellen für die Dauer der Pandemie Inhalte kostenlos zur Verfügung und Datenbanken werden geöffnet. Solche Maßnahmen garantieren allerdings nicht, dass in allen Fachbereichen und auch zu spezifischen Themen fundiertes wissenschaftliches Arbeiten möglich ist. Dem muss Rechnung getragen werden, damit niemand auf der Strecke bleibt.

Zudem gibt es Studierende, die in Wohnsituationen leben, die ein konzentriertes Arbeiten mindestens erschweren. Seien es nervige Mitbewohner*innen, die ständig Lärm machen, winzige Zimmer, die dem Denken Barrieren setzen oder einfach Ablenkungen, die zu Hause jederzeit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen – Homeoffice ist nicht für jede*n was.

Eine erweitere Lösung, die in dem offenen Brief mit dem Titel "Das Sommersemester 2020 muss ein 'Nichtsemester' werden" (Vgl. o.V.: Das Sommersemester muss ein 'Nichtsemester' werden. Ein offener Brief aus Forschung und Lehre, 28.03.2020, Quelle) sieht vor, dass das Sommersemester unbedingt und bundesweit nicht formal zählt. Statt für die Fortzahlung des BAföGs vorauszusetzen, dass die Einhaltung der Regelstudienzeit tatsächlich formal unmöglich war, soll generalisierend davon ausgegangen werden, dass Leistungen aus einer viel größeren Bandbreite von Gründen nicht erbracht werden können. Das soll Studierenden unbürokratisch die Sicherheit geben, sich trotz der Corona-Pandemie vor keinem BAföG-Ausfall sorgen zu müssen (eine solche Regelung würde übrigens wahrscheinlich nicht nur BAföG-beziehenden Studierenden nutzen, da sich Unterhaltsansprüche oder Stipendienzahlungen meistens ebenfalls nach den geltenden BAföG-Regelungen richten). Weiter sollen so Lehrende bei der Umsetzung digitaler Lehrangebote entlastet werden. Denn die Dringlichkeit der Übertragung der Lehre ins Internet würde dem Umstand nicht gerecht, dass neue Formate auch neue didaktische Konzepte und technische Kompetenzen erfordern.

Die zwei Millionen Minijober*innen…

Mit Anpassungen der Regelungen für das BAföG sind die durch die Pandemie für Studierende entstehenden Probleme noch lange nicht beseitigt. Schließlich bezieht nur eine Minderheit BAföG. Nach der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung herausgegebenen 21. Sozialerhebung zur wirtschftlichen und sozialen Lage von Studierenden in Deutschland bezogen im Sommersemester 2016 gerade einmal 18 Prozent der Studierenden überhaupt BAföG (Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016, Bonn/Berlin 2016. Quelle). Die bundesweite Studierendenvertretung freier zusammenschluss von student*innenschaften (fzs) gibt als aktuelle Zahl eine Förderungsquote von 12 Prozent an (Steinmaus, Amanda: Was ist mit den 2 Millionen jobbenden Studis? Das BMBF bleibt Antwort schuldig, 08.04.2020. In: freier zusammenschluss von student*innenschaften Online. Quelle) Einen größeren Anteil bilden demnach erwerbstätige Studierende (beide Gruppen überschneiden sich selbstverständlich auch), deren Zahl der fzs mit 2 Millionen beziffert. Nach der oben schon zitierten Sozialerhebung betrug der Anteil erwerbstätiger Studierender in Bonn im Jahr 2016 67 Prozent.

Da eine solche Erwerbstätigkeit in der Regel in geringfügiger Beschäftigung besteht, sind die sozialen Absicherungen besonders schlecht. Minijobverträge können meist schneller gekündigt werden als andere Arbeitverträge und Studierende haben keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld II. Gerade typische Minijobs, wie im gastronomischen Bereich, sind durch die Pandemiesituation bedroht. Viele Studierende haben bereits ihren Job verloren und stehen vor existentiellen Geldnöten. Bildungsministerien Anja Karliczek sieht in zinslosen Darlehen eine Lösung. Bis diese Maßnahme implementiert ist, könnte es allerdings noch eine Weile dauern. Außerdem ist fraglich, ob Verschuldung für die Studierenden selbst eine Lösung darstellt.

Deswegen fordert die Initiative Solidarsemester unter anderem neue Kriterien für den BAföG-Anspruch, die es Studierenden in finanziellen Notsituationen ermöglicht BAföG zu beziehen, die bisher nicht dazu berechtigt waren. Weiter fordert die Initiative Studierenden Zugang zu Arbeitslosengeld II zu gewähren. (o.V.: Solidarsemester 2020. Studentischer Forderungskatalog zur Lage der Hochschulen. In: Solidarsemester Onlineauftritt. Quelle) Unterstützt wird sie dabei unter anderem vom Landes-AStenTreffen NRW und dem fzs. Auch der AStA der Universität Bonn hat sich der Initiative angeschlossen.

Die Corona-Pandemie stellt die Gesellschaft vor große Herausforderungen, trifft dabei aber vor allem wirtschaftlich schlechter gestellte Gruppen. Das gilt nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch innerhalb der sehr heterogenen Gruppe der Studierendenschaft. Die nächsten Monate muss deswegen besonders darauf geachtet werden, dass ergriffene Maßnahmen solidarisch und gerecht sind und jede*n mitnehmen. Wo dies nicht der Fall ist, ist Widerspruch einzulegen, wie es die im Text erwähnten Verbände und Initiativen schon tun. Denn ein Studium darf durch Krisenzeiten nicht wieder zu einem Privileg für wenige werden. ◂

Gute Hausarbeit trotz Corona?

Welche alternativen Angebote Studierende nutzen können, die dringend Literatur für ihre Hausarbeiten benötigen

von Julia Pelger

Die Auswirkungen der Corona-Pandemie lassen niemanden unberührt – auch Studierende nicht. Neben den Problemen mit denen viele technisch nicht gut aufgerüstete, von BaFög abhängige oder nunmehr ohne Nebeneinkommen auskommende Studierende sich im kommenden Semester konfrontiert sehen, gehen bei vielen noch die Belastungen zu absolvierender schriftlicher Arbeiten einher. Alle Bibliotheken der Uni Bonn sind geschlossen, aktuell ist nicht einmal die Benutzung des Magazins, die zu Beginn der coronabedingten Einschränkungen noch möglich war, gestattet. Wie aber eine gute Hausarbeit schreiben ohne Literatur? Die Möglichkeiten, die ihr trotz Corona und der damit einhergehenden Einschränkungen habt, zeigen wir euch in diesem Übersichtsartikel auf.

Elektronischer Zugriff auf Volltexte der ULB

Wenig überraschend für die meisten, aber gerade Erstsemestler*innen vielleicht noch unbekannt: wer sich mit seiner Uni-ID über den VPN-Client bei der ULB einloggt, hat Zugriff auf eine Vielzahl von Zeitschriften, Artikeln und z. T. auch ganze Monographien. Beim VPN-Client handelt es sich um ein Virtual Private Network, über welches bei Internetzugriff eine verschlüsselte Verbindung ermöglicht wird, der überdies eine Netzwerkadresse aus dem Bereich der Uni Bonn gegeben wird, womit man Zugriff auf die Volltexte der ULB hat. Voraussetzung dafür ist die Installation dieses VPN-Clients, den man über folgende Adresse herunterladen kann: https://unibn-vpn.uni-bonn.de
Online: Das Internet war ursprünglich als Kontaktplattform für Wissenschaftler*innen gedacht – und in Sachen wissenschaftlicher Literatur ist es das heute mehr denn je! Zahlreiche Plattformen ermöglichen institutionsunabhängigen, kostenfreien Zugang. Die bekanntesten davon im Überblick:

JSTOR: Online-Plattform, bei welcher man sich als Privatperson anmelden kann und einen kostenfreien Account zur Verfügung hat. Über diesen kann man im aktuellen Zeitraum bis zum 30.06. bis zu 100 Artikel online lesen, ein Download ist für gewöhnlich nicht möglich. JSTOR hat Zugriff auf 2600 Zeitschriftentitel, 70000 Monographien und über 2 Millionen Artikel. Darüber hinaus bietet die Plattform aus gegebenem Anlass außerdem verschiedene Zeitschriftentitel zu Gesundheitsthemen und über 6000 Artikel zu COVID-19 an.

ResearchGate: Empfohlen insbesondere für diejenigen, die an größeren Projekten arbeiten. ResearchGate ist eine anmeldepflichtige Plattform, auf welcher man ein eigenes Forschungsprofil erstellen kann und ebenfalls Zugriff auf viele Publikationen hat. Darüber hinaus sind zahlreiche Wissenschaftler*innen selbst auf der Plattform registriert und haben den Zugriff auf ihre Artikel so eingeschränkt, dass persönliche Anfrage nötig ist. Dies kann für Masterstudierende oder in eine Thematik vertiefte Bachelorstudierende auch dahingehend von Vorteil sein, dass man mit Glück in den Diskurs über das eigene Forschungsthema treten kann. V. a. Studierende der Naturwissenschaften, der empirischen Sozialforschung und der Psychologie haben hier die Möglichkeit, nötige Publikationen zu finden.

Academia: Das Konzept ist ähnlich wie bei ResearchGate, allerdings liegt der Schwerpunkt von Academia.edu eher auf geisteswissenschaftlichen Publikationen. Ermöglicht ebenfalls institutionsunabhängige Registrierung.

ScienceDirect: Plattform, die sich auf medizinische und naturwissenschaftliche Publikationen spezialisiert hat. Eine individuelle Anmeldung ist möglich, etwa 500 Open Access-Publikationen und einzelne Artikel stehen frei zur Verfügung. Auf diese ist auch pdf-Zugriff möglich.

Darüber hinaus können über die Suchmaschine **Directory of Open Access Journals** (doaj.org) zahlreiche Publikationen aus Open Access-Journals abgerufen werden. Diese sind, wie der Name schon sagt, frei zugänglich.

Was aber, wenn man sich noch im Prozess der Literaturrecherche befindet und noch unsicher ist, welchen Themenbereich genau man mit seiner Hausarbeit eigentlich abdecken möchte?

Die meisten der oben genannten Plattformen ermöglichen auch eine freie Suche. In diesem Fall kann es aber auch lohnend sein, Suchmaschinen für wissenschaftliche Publikationen zu bedienen, deren bekanntester Vertreter wohl Google Scholar ist. Eine ausführliche Übersichtsliste von Suchmotoren für wissenschaftliche Publikationen findet ihr hier

Was, wenn ich eine bestimmte Monographie für meine Recherche brauche?

In diesem Fall sind die Möglichkeiten des kostenfreien Zugriffs tatsächlich stärker limitiert als bei Zeitschriftenartikeln. Aber auch hier gibt es Wege und Möglichkeiten des Zugriffs:

Archive.org: Kostenfreies Non-Profit Archiv nicht nur für Bücher, sondern auch Filme, Software, Musik, Websites etc. Insbesondere ältere Publikationen finden sich häufig als Vollversion auf archive.org. Sehr praktisch, wenn man Zitate aus anderen Publikationen nachverfolgen möchte: die Durchsuch-Funktion. Eine Anmeldung ist nicht nötig.

Questia.com: US-amerikanische Seite mit Open Access-Angebot, für die eine Anmeldung nötig ist. Der Schwerpunkt der Publikationen liegt auf geisteswissenschaftlichen Publikationen.

Projekt Gutenberg: Auf gutenberg.org besteht ohne Anmeldung Zugriff auf über 60000 E-Books, unter diesen v. a. ältere Publikationen, deren Autor oder Autor*in seit über 70 Jahren verstorben ist und bei dem keine Nachfahren oder andere Rechteinhaber*innen rechtliche Ansprüche auf das Werk stellen, sodass das Urheberrecht aufgehoben ist. Interessant v. a. für Studierende der Geisteswissenschaften, allerdings nicht die erste Wahl, wenn es um wissenschaftliche Literatur geht, da nicht immer deutlich wird, welche Ausgabe vorliegt.

Weitere Hinweise

Einige Verlage lockern in Zeiten von Corona den Zugriff auf ihr Angebot. Falls eine bestimmte Publikation, etwa ein Aufsatz aus einem Sammelband, benötigt wird, kann es lohnend sein, den Verlag anzuschreiben, das aktuelle Anliegen zu erklären und zu fragen, ob Zugriff auf den Aufsatz möglich wäre. Selbiges gilt für viele Zeitschriften.

Es lohnt sich, die Seiten von wissenschaftlichen Gesellschaften und Societies aufzusuchen: manchmal finden sich auf diesen Publikationen oder Hinweise zu Publikationsarchiven.

Publikationslisten von Wissenschaftler*innen und Wissenschaftlern aufrufen! In manchen Fällen sind bestimmte Publikationen frei zugänglich verlinkt!

Ganz wichtig: Sprecht mit eurem Dozenten oder eurer Dozent*in über die Literatur, die ihr verwenden möchtet! Auch wenn es nicht der Regelfall ist, können diese euch Hinweise geben, wo eine bestimmte Publikation evtl. vorhanden ist oder auch darauf hinweisen, ob es sich überhaupt um ein für eure Arbeit interessantes Werk handelt. Trotz der zahlreichen Einschränkungen, die Corona mit sich führt: Seht es als eine Chance, eure Recherche-Skills zu optimieren! Wir wünschen viel Erfolg und Geduld beim Verfassen von Hausarbeiten, Projektberichten und Abschlussarbeiten! ◀

Die Wurzel allen Übels?

Langeweile nutzen

von Hendrik Schönenberg

Friedrich Nietzsche bezeichnete es als eine „unangenehme Windstille der Seele“, Kierkegaard als „die Wurzel allen Übels“,und Immanuel Kant nannte es die „Leere an Empfindungen“, ein „gleichsames Vorgefühl des Todes“ – die Langeweile. Und wer kennt sie schließlich nicht? Die Stunden fließen so zäh, so endlos dahin wie die berühmten Uhren von Dalí, ein Bildschirm löst den nächsten ab. Man würde so gerne etwas schaffen, sich produktiv fühlen und schafft es doch nicht, sich aufzuraffen. Dabei gäbe es sicher etwas mehr oder minder Sinnvolles zu tun, sei es mit der letzten Hausarbeit anzufangen, die Fenster zu putzen oder doch endlich mal etwas für die eigene Sportlichkeit tun. Aber aller Anfang ist schwer.

Gerade in Zeiten von Corona, von Lagerkoller, sozialer Einsamkeit und beruflicher Flaute dürfte sich dieses Gefühl auch bei jenen einstellen, die normalerweise gar nicht die Zeit haben, sich zu langweilen. Zeit aber gilt jetzt nicht mehr als Ausrede. Schließlich haben wir jetzt alle genug Zeit für all die aufgeschobenen Bücher und Serien, die familiären Aktivitäten – für das alles eben. Aber befriedigend ist das auch nicht. Die Psychologie rät den Tag einzuteilen, ihm Struktur zu geben, um nicht völlig apathisch zu werden, aber das ist oftmals leichter gesagt als getan.

Schon in der Antike wurde die Langeweile zwiespältig betrachtet. Schätzten die einen den Müßiggang in stoischer Tradition als weltliche Ruhe, galt die Langeweile im alten Rom bei vielen als einer der wenigen ehrbaren Gründe für Suizid. Erst seit dem christlichen Mittelalter wurde das Nichtstun endgültig verteufelt als „aller Laster Anfang“ und als eine Todsünde. Heute ist die Nichtbeschäftigung gerade in der modernen Gesellschaft sehr negativ konnotiert.

Langeweile ist ein verwirrender Zustand. Neben der fehlenden situativen Beschäftigung gibt es ebenso die existenzielle Langeweile. Letzteres ein paradoxer Zustand des leeren Sehnens, des gefühllosen Strebens bei gleichzeitigem Unvermögen auch nur irgendetwas zu verrichten. Die Langzeitfolgen der Langeweile fallen dabei so erschreckend aus, dass wir uns nur noch bestärkt darin fühlen, am besten sofort etwas Sinnvolles tun zu müssen. So können psychische Störungen und Depression durch ein Übermaß an Langeweile begünstigt werden. Die Wahrscheinlichkeit, eine schwere Sucht zu entwickeln,erhöht sich bei häufiger Langeweile, die Aufmerksamkeit lässt nach. Wer sich langweilt,wechselt statistisch häufiger den Partnerund begeht eher Straftaten. Britische Forscher haben herausgefunden, dass sich die Wahrscheinlichkeit für einen Herzinfarkt um das 2,5-fache erhöht, wenn man sich im Monat davor außerordentlich gelangweilt hat. Alles in allem keine rosigen Aussichten, vor allem nicht in diesen Zeiten. Langeweile beruht zum Teil auch auf Veranlagung. So sind extrovertierte Menschen davon eher betroffen, Männer eher als Frauen, und amerikanische Jugendliche mehr als deutsche. Wie immer jedoch sind diese stochastischen Wahrscheinlichkeitsbewertungen mit Vorsicht zu genießen. Sie sollen nicht dazu führen, dass wir krampfhaft nach möglichen Beschäftigungen suchen, noch mehr Druck aufbauen, um diesen Zustand, bei dem wir mit uns selbst nichts anzufangen wissen, zu beenden. Vor allem, weil es durchaus eine nicht zu verachtende positive Seite der Langeweile gibt.

Wie mächtig die Langeweile und wie enorm ihr Einfluss auf unseren Geist ist, zeigte ein Experiment an der University of Virginia. Die Probanden und Probandinnen mussten in einem leeren Raum nur fünfzehn Minuten völlig ohne Beschäftigung verbringen. Sie hatten jedoch die Möglichkeit, sich schmerzende Stromschläge zuzufügen. Trotz dieser unangenehmen Alternative zur Beschäftigungslosigkeit verpassten sich die Teilnehmenden fortwährend Elektroschocks, nur um nicht der Langeweile ausgesetzt zu sein. Am Ende hatten ein Drittel der Frauen und zwei Drittel der Männer den Knopf gedrückt, viele davon überraschend häufig. Die Ohnmacht, das einfache Warten und die Untätigkeit wurden als so unbefriedigender Zustand wahrgenommen, dass sogar Schmerz als Abwechslung in der Monotonie in Kauf genommen wird.

Der Mensch braucht das Gefühl der Forderung. Normalerweise können wir dieses psychologische Bedürfnis mit Arbeit befriedigen, mit Lernen, geistiger oder körperlicher Arbeit oder auch mit Sport. Viele dieser Möglichkeiten fallen im Moment jedoch weg, und allein die Aussicht, dass es mal wieder anders sein wird, hilft uns im Moment auch herzlich wenig.

Bildungswissenschaftler und Sozialpsychologen interessieren sich schon lange für diese neuronale Sackgasse. Im Durchschnitt langweilt sich die Hälfte alle Schüler*innen in einer alltäglichen Unterrichtsstunde. Langeweile ist häufig ein Indikator dafür, dass die Relevanz des Themas nicht klar ist, für Über-oder Unterforderung der Schüler*innen. Besonders Hochbegabte langweilen sich häufig in den Stunden und erzielen schlechte Leistungen, obwohl ihr Potential eigentlich weit darüber liegt. Was fehlt, ist das Gefühl der Selbstwirksamkeit, der Erfahrung, dass die eigene Handlung einen Unterschied macht schlicht, dass ich etwas bewirken kann.

Neurologisch betrachtet ist die Langeweile ein Konflikt zwischen dem Aufgabennetzwerk und dem Ruhezustandsnetzwerk – ein neurologisches Dilemma.

Das Ruhezustandsnetzwerk, auch Tagträumergehirn genannt, wird nur aktiv, wenn alle anderen Beschäftigungen ruhen. Das Tagträumergehirn ist zuständig für selbstreflexive Fragen: Wer bin ich? Wo will ich hin? Diese Assoziationen, wenn in der Vorlesung wieder mal die Gedanken abschweifen oder beim Laufen der Kopf frei wird, stellen unter anderem die Quelle unserer Kreativität dar. So weisen beispielsweise kreative Menschen ein viel besser vernetztes Tagträumergehirn auf.

Verschiedene psychologische Experimente haben die kreativitätsfördernde Wirkung der Langeweile vielfach nachgewiesen. In einem Versuch mussten zwei Gruppen von Probanden mit Legosteinen arbeiten. Während die einen angewiesen wurden, ein Haus daraus zu bauen, musste die andere Gruppe die Plastiksteine stur nach Farben sortieren. Danach wurden beiden Gruppen kreative Fragen gestellt. Die Vergleichsgruppe, die mit der langweiligen Aufgabe, dem Sortieren, beschäftigt war, zeigte sich dabei viel kreativer. Überraschenderweise scheint die kreativere Aufgabe Häuserbau nicht zum Ideenreichtum beigetragen zu haben. Der Grund: bei den Sortierern war das Tagträumernetzwerk aktiv. Während sie eintönig Steine ordneten, schaltete sich das Netzwerk ein. Das Träumergehirn denkt über Vergangenheit und Zukunft nach, es spielt verschiedene mögliche Szenarien durch und vergleicht mit unseren Erfahrungen.

Was heißt das also im Klartext? Um ein Problem zu lösen,ist es nicht nur sinnvoll, sondern zwingend notwendig, es erstmal ruhen zu lassen. Stattdessen sollte man sich möglichst einfachen Tätigkeiten widmen, am besten rein körperlicher Arbeit. Langeweile ist in gewisser Weise die Voraussetzung für neue Ideen. Das könnte auch der Grund sein, vermutet man, warum es die Langeweile überhaupt gibt. Sie ist wie Schlaf für den Körper, eine notwendige Phase geistiger Entspannung – gewissermaßen die Triebfeder des menschlichen Geistes.

»Heute ist die Nichtbeschäftigung gerade in der modernen Gesellschaft sehr negativ konnotiert«

Evolutionär gesehen, ist der Mensch massiv von Abenteuerlust angetrieben und von dem Willen, auf seine Umwelt einwirken zu können. Besonders nach Erfolgen stellt sich Langeweile schnell ein, sie wird zur Ruhe vor dem Sturm oder,um es mit Nietzsche zu sagen, zur„unangenehmen Windstille der Seele“, die aber „glücklicher Fahrt und den lustigen Winden vorangeht“. Denn im Gegensatz zu den dahinkriechenden Stunden kennen wir auch, dass die Zeit im Flug vergeht. Dieses „Flow-Erleben“, also das genau richtige Maß an Forderung und Interesse, das uns die Zeit vergessen lässt.

Manch einer geht sogar soweit, sich bewusst zu langweilen, auch wenn das paradox klingt. Albert Einstein gab seinen alten Beruf auf, um im Schweizer Patentamt zwischen langweiligen administrativen Verwaltungsaufgaben Ruhe zum Nachdenken zu haben. Seine berühmte Relativitätstheorie entstand in dieser Zeit – und die Liste berühmter Langweiler ist lang: Goethe, Descartes oder auch Newton. Wer kennt ihn nicht, den berüchtigten Geistesblitz, der die Realität der herrschenden Monotonie förmlich zerreißt.

Kant fragte zwar: „Ist das Leben nicht hundertmal zu kurz, um sich zu langweilen?“, und natürlich würden die meisten dem zustimmen, aber manchmal geht es schlicht nicht anders. Meistens lenken wir uns mit dem zunehmenden crossmedialen Angeboten an Streaming und Gaming ab, gerade in Zeiten von Corona ist diese Phase andauernder Langeweile nur schwerlich mit Pixeln zu vertreiben. Einfach mal das Smartphone ausschalten wirkt wie der Unkenruf spießiger Lehrer*innen und ältlicher Verwandten, hat aber einen wahren Kern. Vor der Langeweile muss sich niemand fürchten.

Was mit der gewonnenen Zeit anfangen? Der Möglichkeiten sind viele, und auch unaufregende, monotone Beschäftigungen wie Bügeln oder Staubwischen haben ihren Sinn. Wir fühlen uns produktiv und selbstwirksam, haben etwas geschafft. Und nicht zu vernachlässigen ist, unser Gehirn kann abschalten. Langeweile zulassen, so lautet die Botschaft. Selbst wenn der unmittelbare Nutzen fehlt, ja sich vielleicht gar kein erkenntlicher Ertrag einstellt‚haben wir gerade wirklich genug Zeit dafür.

Kunstschaffende trifft der momentane Shutdown besonders hart. Wo vielfach die finanzielle Absicherung fehlt und Einnahmen aus Auftritten ausbleiben, stellen Sänger*innen und Musiker*innen, Theater und Opern kostenlose Streams und Aufnahmen zur Verfügung – eine Leistung, die nicht unbemerkt bleiben darf. Viele werden nach der Krise staatliche Hilfe und finanzielle Unterstützung benötigen,und einige werden an den Rand der Existenz gedrängt. Nichtsdestotrotz könnte Corona, einige Zeit danach, auch für eine Welle kultureller Inspiration sorgen. Auch Laien und Nichtkünstler*innen haben Zeit zu malen, Musik zu schreiben oder Texte zu dichten. Langeweile hat einen anstoßenden Effekt, und kommt es letztlich nicht nur darauf an, was wir aus einer Situation machen, an der wir selbst ohnehin wenig ändern können?

Der U.S.-amerikanische Künstler Edward Hopper verstand sich sehr gut darauf, träge Situationen abzubilden. Seine Bilder zeigen Porträts des alltäglichen, des häuslichen Lebens. Es sind im wahrsten Sinne langweilige Szenen. Das wohl bekannteste, „Nighthawks“, wurde weltweit gefeiert und vielfach adaptiert. Obwohl nichts passiert, liegt eine unergründbare Spannung in seinen Gemälden, die Erwartung bestimmt das Bild. Statt Langeweile als zerfließende Uhren zu sehen, sollte man sie vielleicht wie Hopper betrachten. Langeweile ist nur eine Momentaufnahme, ein erster oberflächlicher Eindruck. Die Spannung liegt darin, was als nächstes passiert, wer oder was als nächstes das Bild betritt. ◀

Karikatur: Jan Bachmann

▸ Von der Uni zur EU

Wie man EU-Beamter/Beamt*in wird

Ein Gastbeitrag von Jette Knapp

Mit der Arbeitsaufnahme der neuen Kommission war die EU wieder in aller Munde. Über wen jedoch eigentlich nie berichtet wird, sind die Tausenden Beamte und Beamt*innen und Angestellten, die die EU hinter den Kulissen am Laufen halten. ***Gerade nach der Uni, ist dies aber eine attraktive Arbeitsoption, denn Berufserfahrung ist nicht erforderlich.*** Doch wie kommt man eigentlich zur EU?

Eines vorneweg, einen langen Atem sollte man haben. Etwa ein Jahr dauert der gesamte Prozess von der ersten Bewerbung bis zu einem Stellenangebot. Da hilft es, mit Überzeugung dabei zu sein. So ging es auch Renke. Nach einem Master in Europastudien an der Universität Maastricht und einer Promotion über die Kommission trat der Oldenburger eine Stelle bei der Europäischen Union an. „Ich war immer großer EU-Fan – da war für mich klar, dass EU-Beamter ein möglicher Beruf für mich war. Wie viele Kollegen habe ich also zunächst mal ideologische Gründe vorzubringen. Dass es dann noch spannende Jobs in einem internationalen Umfeld zu sehr guten Konditionen gibt – umso besser!“

Zu Beginn stand also Renkes Überzeugung. Doch der Beginn von was war dies denn nun? Zunächst müssen formale Kriterien erfüllt sein. So ist es z. B. erforderlich, die EU-Staatsbürgerschaft zu besitzen und mindestens zwei Sprachen der EU zu beherrschen. In vielen Fällen ist auch ein erster Universitätsabschluss erforderlich. Und natürlich hilft es bei der EU auch, Spaß an einem multinationalen Umfeld zu haben. Kann man hinter diese Punkte einen Haken setzen, geht es an die eigentliche Bewerbung. Dieser Prozess wird Concours genannt und besteht aus mehreren Phasen. Die erste Phase ist der computerbasierte Vorauswahltest, bei dem argumentative Fähigkeiten und logisches Denken geprüft werden. In der zweiten Phase, genannt E-Tray oder auch Postkorbübung, stellt man anhand eines E-Mailpostfachs seine Fähigkeit unter Beweis, zu priorisieren und ergebnisorientiert zu arbeiten. Diese beiden Phasen können relativ bequem in Prüfzentren im Heimatland absolviert werden. Die dritte Phase, das Assessment Center, findet in Brüssel statt. Hier geht es schon etwas zur Sache. Man muss Gruppen- und Einzelaufgaben absolvieren und Interviews überstehen, um z. B. Analyse- und Kommunikationsfähigkeiten, Belastbarkeit und Teamfähigkeit zu beweisen.

Es sollte nicht verschwiegen werden, dass dieses Verfahren eine umfangreiche Vorbereitung erfordert. Es einfach einmal so zu probieren, führt wahrscheinlich nicht zum Erfolg. Diese Erfahrung machte auch Renke, der schon während seines Masterstudiums und seiner Promotion mehrmals ohne Vorbereitung am Concours teilnahm und jedes Mal in der ersten Runde scheiterte. So konnte er aber zumindest den Ablauf kennenlernen und sich später gezielter vorbereiten, was dann zum gewünschten Erfolg führte. So anstrengend das Verfahren mit den Tests für ihn auch war, die alle paar Wochen stattfanden und ihn zitternd auf das Ergebnis warten ließen, ist er voll und ganz davon überzeugt, dass sich die Mühe gelohnt hat. „Auf jeden Fall! Ich bin sehr froh, dass es geklappt hat und ich nun für die Kommission arbeiten kann.“

Mit dem Concours sucht die EU sogenannte „Generalisten“. Damit sind Bewerber*innen gemeint, die sich eben nicht auf eine konkrete Stellenausschreibung bewerben, sondern das allgemeine Bewerbungsverfahren bestehen und deren Namen dann auf einer Reserveliste landen. „Reserveliste?“, könnte man nun denken, „das klingt ziemlich ungewiss!“ Ist es irgendwie auch – zumindest im Vergleich zu einer normalen Stellenausschreibung, aber man sollte das Handtuch nicht zu früh werfen. Denn tatsächlich erhält die große Mehrheit dieser Kandidat*innen eine Stelle. Die EU ist kein normaler Arbeitgeber und die Mühe wert.

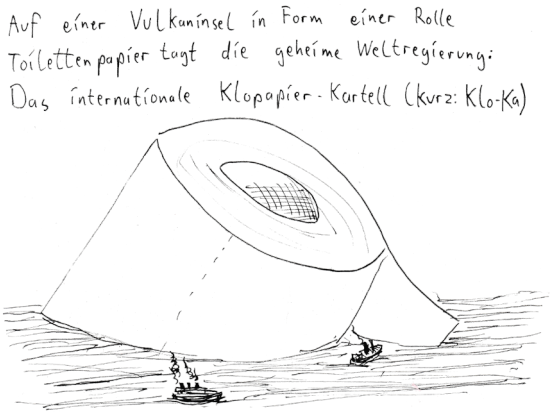
Wenn man bedenkt, dass die EU als Projekt gegründet wurde, um weiteren Krieg auf europäischem Boden zu verhindern, klingt das als Arbeitsmotivation vielleicht erst einmal etwas hochgestochen, aber ein gutes Gefühl gibt es einem dann doch; genauso wie die Gewissheit, für ein höheres Ziel zu arbeiten. Natürlich sollte dabei auch nicht vergessen werden, dass der Frieden in Europa nicht die einzige Motivation für die Gründung der EU war. Wirtschaftliche Interessen spielten damals und heute eine große Rolle. So erkannten die Entscheidungsträger der Nachkriegszeit, dass Europa gemeinsam in der Welt deutlich durchsetzungsfähiger agieren und sich Vorteile verschaffen konnte. Eine Tatsache, die heute vielleicht sogar noch bedeutender ist. Und natürlich ging und geht es in der EU auch darum, dass die Mitgliedsländer gegenseitige Machtkontrolle ausüben können. In der Gründungsphase der EU war zudem die Kontrolle Deutschlands und seiner kriegswichtigen Rohstoffe zentrales Thema, weshalb diese in supranationale Verantwortung gegeben werden sollten – die Geburt der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Für welches Ziel man in den alltäglichen Aufgaben arbeitet, entscheidet jede*r EU-Beamte*in selbst. Für Renke ist es vor allem der Frieden in Europa. „Für mich ist wichtig, dass ich eine sinnvolle Arbeit habe. Klar kann es im Alltag auch mal etwas dröge sein, aber ich weiß jeden Morgen weshalb ich ins Büro gehe und stehe voller Überzeugung hinter unserer Arbeit. Das allein ist schon ganz viel wert. Außerdem ist das vielfältige Umfeld wirklich toll – gemeinsam mit Menschen aus ganz Europa zu arbeiten ist eine unglaubliche Bereicherung. Und natürlich sind meiner Meinung nach auch unsere Bezahlung und Arbeitsbedingungen attraktiv. Ich kann mir keinen anderen Job vorstellen, bei dem alle drei Dimensionen – der Sinn, die Arbeit, die Bedingungen – so sehr stimmen würden.“

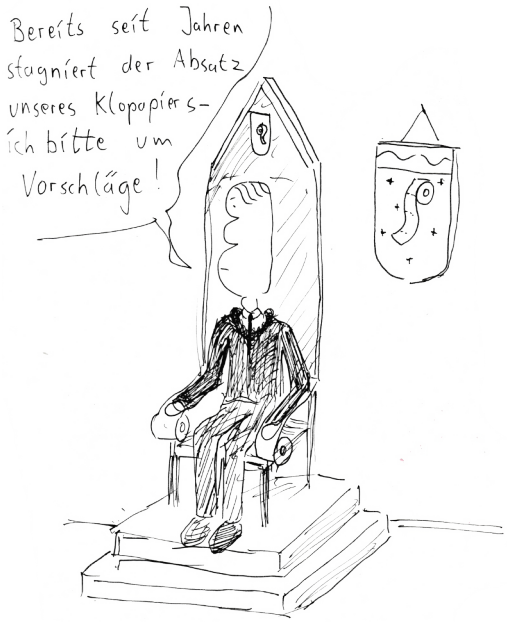
Natürlich kann es einem bei der EU auch passieren, Entscheidungen umsetzen zu müssen, mit denen man nicht einverstanden ist. Dieses Risiko tragen alle, die für eine Regierung oder eine vergleichbare Institution arbeiten. Auch Abläufe oder Strukturen können einem mitunter fragwürdig erscheinen. So lässt sich bei der EU kritisieren, dass es nach wie vor zahlreiche Bereiche gibt, in denen die Mitgliedsstaaten in erster Linie nationale Interessen verfolgen und die Supranationalität der EU untergraben. Der Bereich Verteidigung wäre ein Beispiel und auch die Krisenbewältigung der Coronapandemie lässt Verbesserungsbedarf erkennen. Auch die enorme Bürokratie, aufgrund derer EU-Hilfen oft an den Bedürfnissen vorbeigehen, bedarf einer Reform. Steht man aber grundsätzlich mit Überzeugung hinter der eigenen Arbeit und weiß, warum man sie tut, lässt sich mit einer solchen Situation leichter umgehen. Auch Renke hatte bisher das Glück, seine Arbeit stets mit seinem Gewissen vereinbaren zu können. Er räumt jedoch auch ein, dass dies vielleicht anders ist, wenn man nicht im Bereich HR arbeitet. In jedem Falle ist es sinnvoll, sich vor einer Bewerbung damit auseinanderzusetzen, ob man wirklich bei der EU arbeiten möchte – allein schon, um den langen Bewerbungsprozess durchzuhalten.

Was man nicht verachten sollte, sind die Städte, in denen die EU-Institutionen vertreten sind. Die meisten der EU-Beamten und -Beamt*innen und -Angestellten leben und arbeiten in Brüssel. Das macht Brüssel zu einem bunten, multinationalen Fleckchen Erde, an dem man gefühlt an jeder Straßenecke eine andere Sprache hört – die „Hauptstadt Europas“ eben. Doch natürlich bedeutet ein Umzug in ein anderes Land auch einigen Aufwand. „Ganz ehrlich: Meine Frau und ich haben unterschätzt, was für ein großer Schritt „auswandern“ ist – klar haben wir mal Erasmus gemacht oder einen Master im Ausland. Aber so richtig wegziehen ist doch noch etwas anderes, obwohl es nur nach Belgien ist. Wir hatten nicht auf dem Schirm, wie viel Bürokratie da dranhängt, wie viel Dinge man im Alltag neu lernen muss und welche Herausforderungen das für den Partner darstellen kann, der nicht bei der EU arbeitet“, so Renke.

Und trotzdem würde Renke diesen Schritt jedem empfehlen. „Es gibt viele Möglichkeiten, zur EU zu kommen, wenn man sich ein bisschen umguckt – sei es als Praktikant, als parlamentarische Mitarbeiterin, als Vertragsbediensteter oder halt als Beamtin. Ich glaube, ein Praktikum zum Einstieg und Kennenlernen kann ein guter Weg sein. Und wer den Concours bestehen will: Mein Schlüssel zum Erfolg war letztlich, dass ich mir die geforderten Kompetenzen sehr genau angeschaut habe. Als ich die verstanden habe, haben die meisten Tests Sinn ergeben und ich wusste, wie ich sie angehen musste.“

Und sollten nun noch Fragen über die möglichen Wege zur EU offen sein, können diese von mir, der EU-Karrierebotschafterin der Uni Bonn, beatwortet werden. Kontaktiert mich einfach unter eucareers.bonn-university@gmail.com oder über die Facebook-Seite EU Careers Bonn. ◀





Jan Bachmann